

Die theoretische Induzierung qualitativer Forschung

Herbert Kalthoff (Universität Mainz)

Qualitative soziologische Forschung ist auf verschiedene Weise mit ontologischen Annahmen über die Welt, die sie erforscht, verknüpft. Sie greift sie mit dem Vokabular, das sie für die Gegenstandsanalysen wählt, auf eine induzierte Perspektive zurück, die sprachlich eben über dieses Vokabular vermittelt ist. Begriffe wie Darstellung, Ethnomethoden, Medien, Kultur, Praxis etc. sind theoretisch geladene Begriffe, die in ihrem Gebrauch die Forschung rahmen und eine Ausrichtung geben. In diesem Zusammenhang werden in qualitativen Analysen auch explizit (gesellschafts-)theoretische Konzepte oder Theoreme genutzt (wie ‚Habitus‘, ‚Rahmen‘, ‚doppelte Kontingenz‘, ‚Appräsentation‘, ‚Positionalität‘ etc.). Hier lautet die entscheidende Frage, in welcher Weise die Konzepte analytische Kreativität in Gang setzen oder eine qualitative Analyse, die wenig Variation erlaubt. Die ‚operative Geschlossenheit‘ bzw. ‚kommunikative Offenheit‘ der theoretischen Konzepte legen jeweils ein schwächeres oder intensiveres Arbeiten *mit* dem empirischen Material nahe. Die Grenzen der Forschung und der Theoriekonzepte sind dann – nach Wittgenstein – markiert durch die je spezifischen Grenzen dieser Sprache.

Allerdings dient das verwendete Vokabular qualitativer Forschung oft nicht allein als eine Ressource zur Beschreibung sozialer Phänomene oder Felder, sondern wird zum Gegenstand einer Arbeit an den beobachtungsleitenden Annahmen. Diese Annahmen sorgen für eine je spezifische Perspektivität von Forschung, indem sie sozialtheoretisch klären, wie etwa die Beschaffenheit sozialer Ordnung, Interaktion, Intersubjektivität etc. grundbegrifflich verstanden und betrachtet werden können und wie sie zu erforschen sind. Über die (modifizierende) Arbeit an diesen beobachtungsleitenden Annahmen wird die qualitative Forschung in einer Wechselwirkung von Grundannahmen über das Soziale und die Erforschung des so verstandenen Sozialen konstituiert.

Und Gesellschaft? Folgt man der Annahme Luhmanns, dann ist Gesellschaft auch auf der Ebene von Interaktionssystemen als ‚Sozialapriori‘ (Luhmann) gegenwärtig. Gesellschaft als ein ‚umfassendes Sozialsystem‘ (Luhmann) ist allerdings auch ‚mehr‘ als die empirisch zu beobachtende Vielfalt von Interaktionen und Kommunikationen. Die Anforderung für die qualitative Forschung lautet daher, in ihren empirischen Materialien Gesellschaft oder Vorstellungen über Gesellschaft ausfindig zu machen und beschreibend zu analysieren, ohne den ganz spezifischen Eigensinn der Phänomene zu vergessen oder auf ‚Gesellschaft‘ beschränken zu wollen. Qualitative Forschung ist daher in der Regel auch eine Zustandsbeschreibung der Gesellschaft, auf die sie sich bezieht und in der sie sich bewegt.

In den Ergebnissen qualitativer Forschung lassen sich somit drei Ebenen unterscheiden: gegenstandsbezogene Analyse, Beiträge zur Sozialtheorie und die Verwendung und Modifizierung (gesellschafts-)theoretischer Konzepte. Sie sind die Basis dessen, was im Vortrag als *empirische Theorie* bezeichnet werden soll. Die sie hervorbringende qualitative Forschungspraxis stellt aber kein einheitliches Theoriedach zur Verfügung, kein für alle verbindliches Theorievokabular, sondern ist eine Arbeitsweise, einen Denkstil, ein Verständnis darüber, wie man empirisch-theoretische Forschung treibt.

Der Vortrag geht den hier skizzierten Überlegungen nach und plädiert für ein Verständnis qualitativer Forschung als eines ganz eigenständigen Typus soziologischer Theoriebildung. Der empirische Fall, an dem diese Überlegungen skizzieren werden, ist die neue Forschung zur Materialität des Sozialen.

Ethnographischer Situationismus und die Kritische Theorie Adornos. Über das Verhältnis von Situation und Gesellschaft

David Adler (Universität Oldenburg) & David Waldecker (Universität Siegen)

Ethnographische Praxisforschung geht in ihrer Untersuchung des Sozialen von teilnehmender Beobachtung in sozialen Situationen aus. Die Situation ist dabei nicht allein forschungspraktisch der Ausgangspunkt, sie wird in der an Ethnomethodologie, Konversationsanalyse und symbolischem Interaktionismus geschulten Theorie zur ontologisch vorrangigen Basiseinheit des Sozialen erklärt: Nur hier sei Soziales so unverstellt wie möglich beobachtbar; nur hier würde es auch tatsächlich vollzogen und entstehen. Im radikalen Konstruktivismus Jeff Coulters wird alles in der Situation relevante erst in dieser hergestellt. In ähnlicher Weise fordert Emanuel A. Schegloff, Kontext allein als das zu verstehen, was in beobachteten Gesprächssituationen durch die Teilnehmer*innen relevant gemacht wird. Da nicht unmittelbar der Beobachtung zugänglich, ließe sich über das Jenseits der Situation nichts sagen.

Gegenüber solchen orthodoxen und reduktionistischen Ansätzen stellt sich gegenwärtig in der Praxistheorie mehr und mehr die Frage, ob und wie Situationen untereinander sowohl methodisch wie theoretisch zu verknüpfen sind – via der multi-sited ethnography bzw. der ethnography of the world system (Marcus), durch die Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour), die Konzepte der Telesituativität (Knorr Cetina), der Transsequenzialität (Scheffer) oder der Intersituativität (Hirschauer). Dabei fällt auf, dass einer hohen sozialtheoretischen Sensibilität und einem Blick für die Spezifik empirisch untersuchter Situationszusammenhänge eine explizite Ausklammerung gesellschaftstheoretischer Reflexion entgegensteht. Diese Ausklammerung ist auch darum unbefriedigend, weil sich gesellschaftstheoretische Einordnungen des Beobachteten unreflektiert in die Argumentation einschleichen.

Wir möchten in unserem Beitrag die aktuelle Diskussion anhand von Stefan Hirschauers Vorschlägen zur Verknüpfung von Situationen aufgreifen und fragen, inwieweit sie sich mit dem Gesellschaftsbegriff der Kritischen Theorie Theodor W. Adornos vermitteln lassen. Gelten Kritische Theorie und Praxistheorie weitgehend als unvereinbar, so bietet sich gerade dieser Rückbezug jedoch an, da in ihm berechnete Einwände des Situationismus gegen ein Containermodell von Gesellschaft bereits mitgedacht sind. Die Praxisforschung hätte – ohne eine widerspruchslose Kompatibilität der beiden Ansätze zu behaupten – von einem solchen Einbezug Kritischer Theorie ein Reflexionsgewinn gegenüber der uneingelösten Gesellschaftsabstinenz zu gewinnen, die Kritische Theorie wiederum eine ethnographische Erneuerung und empirische Schärfung.

Subjektivierungsanalysen als Erweiterung der qualitativ-rekonstruktiven Sozialforschung?

Alexander Geimer & Steffen Amling (Universität Hamburg)

Die Subjektivierungsforschung bzw. die Subjektivierungsanalyse (vgl. Pfahl 2011; Pfahl, Traue 2012; Schürmann 2013; Bosančić 2013, 2014, 2016a/b; Geimer 2014; Amling, Geimer 2016; Geimer, Amling 2017/in press) wird in unserem Vortrag als ein Beitrag der qualitativen Sozialforschung zur Rekonstruktion normativer Ordnungen verstanden. Solche Wissensordnungen mit normativem Appellcharakter wurden bislang überraschend weitgehend aus der qualitativen Forschung ausgeklammert und vor allem an spezielle Soziologien (wie etwa die Gender Studies oder die Postcolonial Studies) oder die allgemeine Soziologie bzw. soziologische Theorie delegiert. Die Ursachen hierfür sind vielfältig und können in unserem Beitrag nicht umfassend diskutiert werden.

In unserem Vortrag wollen wir aber immerhin **erstens** kurz auf die Prägung heutiger qualitativer Forschung durch das *interpretative Paradigma* eingehen und (am Beispiel der Methodologie der Dokumentarischen Methode) deren Um- und Weiterentwicklungen in der *rekonstruktiven* Forschung skizzieren; dabei geht es auch darum zu zeigen, dass diese Um- und Weiterentwicklungen die grundlegenden Weichenstellungen kaum mehr zu ändern vermochten, die durch die Etablierung des interpretativen Paradigmas vorgenommen wurden.

Statt allerdings ein nur methodologie- und theoriegeschichtliches Anliegen zu verfolgen möchte der Beitrag dann **zweitens** die Gemeinsamkeiten und Unterschiede aktueller Positionen der Subjektivierungsanalyse gerade mit Blick auf deren Potentiale für die Rekonstruktion normativer Ordnung/en und deren Wirkung/en auf die Alltagspraxis der sozialen Akteure diskutieren. In diesem Zusammenhang geht es dann auch darum nachzuzeichnen, inwiefern die Dokumentarische Methode für eine so verstandene Subjektivierungsanalyse anschlussfähig ist. Hierzu werden aktuelle Versuche diskutiert, in einer praxeologischen Wissenssoziologie normative Wissensordnungen grundlagentheoretisch zu berücksichtigen (Bohnsack 2017), und zugleich dargestellt, dass und inwiefern zentrale Aspekte der Subjektivierungsanalyse mittels dieser Modifikationen nicht zu bewältigen sind.

Anhand von empirischem Material werden zudem **drittens** die Kernaufgaben und Möglichkeiten einer *dokumentarischen Subjektivierungsanalyse* dargestellt. Hierzu präsentieren wir Analysen von Interviews und Gruppendiskussionen mit Künstler_innen und Politiker_innen, die zu ihrem beruflichen Selbstverständnis und zu Prozessen beruflicher Sozialisation befragt wurden. In diesen Analysen werden zum einen bereichsspezifische normative Adressierungen in Bezug auf ein bevorzugtes Subjektsein deutlich, denen sich die Befragten gegenüber sehen – die Subjektfigur des ‚authentischen Selbst‘ in der Politik, das Ethos des ‚ganzen Künstlers‘ in der Kunst – und dann auch unterschiedliche Formen der Relationierung dieser Adressierungen mit einem (auf die berufliche Praxis bezogenen) handlungspraktischen Wissen.

Der Beitrag illustriert mithin die Möglichkeiten einer dokumentarischen Subjektivierungsanalyse, die zum einen (und anders als die Diskursanalyse) ausgehend von der Perspektive der Akteur_innen selbst die normative Ordnung spezifischer gesellschaftlicher Handlungsbereiche über die Rekonstruktion der in diesen Bereichen besonders wirksa-

men normativen Erwartungen in den Blick zu nehmen vermag und die darüber hinaus und zum anderen auch die Formen herausarbeiten kann, *wie* die Akteure auf diese struktur-analogen normativen Adressierungen Bezug nehmen.

Pierre Bourdieus Sozialpraxeologie als Forschungsprogramm Erschließung und Umsetzung für die qualitative Sozialforschung

Maria Keil (Universität Darmstadt)

Pierre Bourdieu bildet sowohl mit seinen theoretischen Überlegungen als auch seinen empirischen Studien Bezugspunkt zahlreicher soziologischer sowie kulturwissenschaftlicher und ethnologischer Forschungsarbeiten. Dabei hat Bourdieu seine Soziologie nie systematisch und kompakt dargelegt, sondern sich seinen Analysen zumeist aus einem empirischen Blick heraus genähert. Seine daraus entwickelten, theoretischen Konzepte wollte er dann als analytische Werkzeuge verstanden wissen. Die Rezeption und Interpretation Bourdieus neigt hingegen dazu, ebendiese Konzepte zu theoretisieren und zu kritisieren. „Selten wurde [jedoch, M.K.] versucht, Bourdieus >>modus operandi<<, seine Denk- und Erkenntnisweise, systematisch und umfassend darzulegen und sich damit kritisch auseinanderzusetzen.“ (Barlösius 2006: 180)

Ebendiese Lücke soll nun aufgegriffen werden. Der Vortrag widmet sich der Frage, wie Bourdieus Entwürfe einer Sozialpraxeologie als Forschungsprogramm, d. h. als ein relativ kohärentes Konzept aus theoretischen, methodologischen und methodischen Überlegungen, verstanden werden und für die qualitative Forschung nutzbar gemacht werden kann. Hierbei soll sich zunächst systematisch mit Bourdieus methodologischen Prämissen soziologischer Forschung auseinandergesetzt werden. Eine offene Herangehensweise und eine sorgfältige Objektkonstruktion, der Bruch mit dem *common sense*, methodischer Pluralismus und ein Denken in Relationen sowie wissenschaftstheoretische Reflexivität, die eine Reflexion der eigenen Position und der eigenen Dispositionen als Forscher/in beinhalten, stellen für Bourdieu den Rahmen der eigenen Forschung dar (Bourdieu 1993, Bourdieu/Wacquant 1996).

In einem nächsten Schritt wird sich den sozialtheoretischen Implikationen von Bourdieus Sozialpraxeologie zugewendet. Im Zentrum seiner Theorie der Praxis steht sein Versuch, die Gegenüberstellung von rein mikro- und makrosoziologischen Forschungsansätzen mit einem relationalen Modell aufzubrechen, das das Soziale fundamental in den Praktiken verortet. Praktisches Verstehen, präreflexives Können und inkorporiertes Know-how werden ins Zentrum praxeologischer Analysen gestellt (vgl. Schäfer 2013: 22); wobei Bourdieu die Praxis einbettet in die Trias Struktur – Praxis – Habitus. Es stellt sich also einerseits die Frage nach geeigneten Methoden der empirischen Rekonstruktion von Praxis sowie andererseits danach, ob bzw. wie sich sowohl Klassen und Felder als makrosoziologische Konfigurationen als auch das den Akteuren zugrundeliegende System dauerhafter Dispositionen mit der Praxis in ein Verhältnis zueinander setzen und sich konkret mit qualitativen Methoden erfassen, erheben und auswerten lassen.

Diskutiert werden soll ein dreiteiliger methodischer Zugang, der die Praxis über ethnografische und/oder interviewbasierte Zugänge in den Mittelpunkt stellt und ergänzt wird durch habitushermeneutische Analysen von biographischen Narrationen sowie Strukturdaten zum relevanten Feld, z.B. in Form einer Sekundäranalyse, die als eine Art Interpretationsfolie dienen. Außerdem soll die Reflexive Grounded Theory Method (vgl. Breuer 2009) als anschlussfähiges Methodologiekonzept und fruchtbare Auswertungsmethode von Praxisdaten vorgestellt werden, da sie die wesentlichen Prämissen der Gegenstandsbezogenheit und Empiriegebundenheit sowie das Postulat der Selbst-/Reflexivität

des/der Forschenden mit Bourdieu teilt und zudem eine Anleitung für Sampling und Datenauswertung bietet.

Zur Diskussion steht damit insbesondere die Frage, ob und wie dieser subjektive und zugleich objektivierende Zugang (vgl. Bourdieu 1976: 148) mit den vorgeschlagenen methodischen Instrumenten hergestellt werden kann. Es stellt sich aber auch die Frage nach den Fallstricken einer Methodenpluralität, die mit einer Kombination aus mikrosoziologisch orientierten qualitativen und makrosoziologisch orientierten quantitativen, möglicherweise aber auch unterschiedlichen qualitativen Zugängen einhergehen.

Ziel des Vortrags ist es weniger, eine weitere dogmatische Bourdieu-Interpretation zu präsentieren, die isoliert einzelne Aspekte seiner theoretischen Überlegungen aufgreift als vielmehr einen Vorschlag für ein methodologisch in sich schlüssiges Forschungsprogramm zu unterbreiten, das das Soziale relational zwischen Mikro- und Makroebene, zwischen Subjektivismus und Objektivismus verortet und ebenso Bourdieus empirischen Zugänge und methodologischen Prämissen berücksichtigt.

Die Gesellschaftskonstruktionen der drei Methodologien

Thomas Scheffer (Universität Frankfurt a.M.)

Jede Sozialforschung unterstellt per Forschungsdesign, wie das Soziale als gesellschaftlicher Zusammenhang gebaut ist. Sei es durch die erhobenen Daten, die vollzogenen Analysen oder die schlussendlichen Pointen: jeweils implizieren die Designs die entscheidenden Bauteile von Gesellschaftlichkeit, deren Relationen und ihre Triebkräfte. Für die Gesellschaftskonstruktionen qualitativer Sozialforschung möchte ich auf die etablierte Unterscheidung von (1) methodologischem Individualismus, (2) Situationismus und (3) Holismus bzw. Kollektivismus zurückgreifen.

(1) Der methodologische Individualismus genießt heute, weit über die Grenze der qualitativen Soziologie – hier vor allem der hermeneutischen Verfahren - hinaus, Priorität. Er dominiert die Rational Choice Ansätze (in der sog. Analytischen Soziologie und der Ökonomik) ebenso, wie die sozial-/psychologischen Ansätze zur Formierung von Subjektivität. Hier werden Daten in Interviews und Selbstzeugnissen erhoben – und damit unterstellt, dass Gesellschaft aus Haltungen, Meinungen oder Entscheidungsneigungen erwächst. Interessant ist, dass der methodologische Individualismus gesellschaftlich vielfältig verankert ist: etwas in den Leistungsprüfungen des Bildungssystems oder des Sports, den Bedarfsprüfungen der Sozialbürokratie, den Therapieprogrammen der Psycho-Medizin oder den Wahrheits- und Verantwortungsprüfungen von Justiz. Die Weberianisch geprägte Wissenssoziologie bleibt mit ihrer ‚populären‘ Frage nach Struktur und Handeln der kulturellen Hegemonie des methodologischen Individualismus verbunden.

(2) Im Schatten der genannten Hegemonie erscheint der methodologische Situationismus eines Goffman oder Garfinkel in der qualitativen Soziologie nie recht angekommen. Er fristet ein prekäres Dasein gerade weil es contra-intuitiv erscheint, Gesellschaft aus sozialen Situationen zu bauen. Die Intuition des kulturellen Individualismus besagt dagegen, dass es einzelne Menschen, die bleiben und zählen. In radikalen Situationismus finden sich keine Subjekte, sondern nur Teilnehmer, Mitglieder, womöglich Rollenträger oder Beitragende. Selbst Interviews führen nicht zu Subjekten, sondern zu aufeinander bezogenen Beiträgen zurück – im Lichte einer engen Kontextualität, des Eigengewichts der Situation sowie seiner Dynamiken. Entsprechende Anwendungen finden sich in der Gewaltforschung, der Institutionenforschung, der Wissenschaftsforschung oder der Studies of Work. Gesellschaftliches erweist sich als zunächst situativ, wo anhand von Objektbezügen, Situationen verkettet oder gar aufgeschichtet werden. Dann erwächst gesellschaftliche Relevanz aus Zwischenergebnissen von Situationen. Entsprechende Mikrofundierungen finden sich interessanterweise in Habermas Lebensweltkonzeption – entgegen einer systemischen Entkopplung.

(3) Der methodologische Holismus taucht in der Soziologie, aber auch in der Kulturanthropologie („dichte Beschreibung“), vor allem als Bezugspunkt und Horizont der ersten beiden Methodologien auf: mal, indem Meinungsforschungen ihre vielen Einzelfällen auf diese statistischen Gesamtverteilungen hochrechnen; mal indem Interpretationsweisen kulturell eingebettet werden; mal indem situierte Beiträge in eine Produktionsweise, einen Symbolhaushalt oder eine Diskursformation eingebettet werden. Der radikale Holismus überschreibt dabei die mikroanalytischen Bezugspunk-

te (Individuum/Situation) vollkommen: er stützt sich auf Vorstellungen einer umfassenden Infrastruktur, eines ideologischen Überbaus, einer funktionalen Einheit, oder eines machtvollen Dispositivs, die jeweils bis hinein ins Subjekt („Subjektivierung“) oder die Interaktion („Ritualisierung“) hineinwirken. Hier finden qualitative Forschungen, trotz ihrer sehr unterschiedlichen Grundlegung, anti-holistischen Kontrastpunkte: mal im Namen der Kreativität des Einzelnen, mal im Namen des Eigenrechts der Situation.

Die inhärenten Gesellschaftstheorien der qualitativen Forschung können ihre Vielheit erklären und ordnen. Dabei macht die Konstitution des dominierenden methodologischen Individualismus ein Gros der (interpretativen) Methoden affin mit der quantitativen Soziologie, die wiederum dem kulturellen Individualismus begrifflich ungebrochen zuarbeitet. Diese Affinität erklärt die aufkommenden „mixed methods“, die die grundbegrifflichen Brücken zwischen qualitativen und quantitativen Ansätzen nutzen. Die situationistische Fundierung widersetzt sich dieser Einhegung. Sie weckt allerdings Bedarfe nach Grundbegriffen, die als Öffnungsklauseln für die selbstbezüglichen Situationen – auch Interaktionen und Konversationen – fungieren können. Hier kandidieren Praxis und Arbeit als Mikro-Makro-Links, die allerdings in ihren prozessualen Überformungen allzu leicht wiederum das situative, kontingente Geschehen tilgen.

Für die Sektion ist die gesellschaftstheoretische Reflexion von Belang, weil sie hilft, die soziologischen Verkürzungen der (qualitativen) Methodendiskussionen zu identifizieren. Sie hilft außerdem, die qualitativen Methoden offen für soziologische Makro-Bezüge bzw. für eine Einbettung in raumzeitlich ausgedehnte gesellschaftliche Zusammenhänge zu halten.

Gesellschaftsvergleich in der Qualitativen Forschung: Perspektiven, Implikationen und Probleme

Kornelia Sammet & Franz Erhard (Universität Leipzig)

Der hier vorgeschlagene Vortrag beschäftigt mit der Frage, mit welchen methodischen und methodologischen Problemen ein Gesellschaftsvergleich in der qualitativen Sozialforschung konfrontiert ist, und diskutiert Lösungsstrategien. Dabei greifen wir auf unser laufendes Forschungsprojekt zu „Weltsichten von Arbeitslosen im internationalen Vergleich“ zurück, in dem wir die Welt- und Lebensdeutungen der von Armut Betroffenen, ihre gesellschaftliche Selbstverortung, Erfahrungen von In- und Exklusion sowie Konstruktionen von gesellschaftlichen Solidaritätsansprüchen und Unterstützungsbeziehungen untersuchen.

Das Projekt basiert auf der These, dass religiöse Traditionen und Soziallehren nationale Wohlfahrtsstaatsregime prägen und sich dadurch jeweils spezifische „Kulturen der Armut“ ausbilden. Sie schlagen sich in unterschiedlichen Konzepten von Armut, Armenfürsorge und des Armen als Sozialfigur, aber auch in den Institutionen nieder, die sich im jeweiligen (nationalen) Kontext mit Armut befassen. Sie sind das gesellschaftlich Allgemeine, mit dem sich von Armut Betroffene sowohl in ihrer Welt- und Lebensdeutung als auch in ihrer praktischen Alltagsbewältigung auseinandersetzen müssen. „Gesellschaft“ ist für unseren Vortrag daher nicht als Gesellschaftstheorie von Interesse, sondern als jeweils konkreter makrosozialer, durch Ungleichheitsverhältnisse, Sozialpolitiken und Institutionen strukturierter Kontext, in den die von uns untersuchten Fälle eingebettet sind.

Die Perspektive des qualitativ angelegten Gesellschaftsvergleichs steht vor einigen methodologischen Herausforderungen. Dies betrifft vor allem das Prinzip der Offenheit und die Frage der Zurechnung. Anders als bei Länder vergleichenden Analysen in quantitativen Studien können Unterschiede zwischen rekonstruierten Fällen nicht nur bzw. nicht vorrangig auf die gesellschaftlichen Kontexte zurückgeführt werden, sondern es ist im Sinne der Offenheit damit zu rechnen, dass sich Ähnlichkeiten und Unterschiede auf verschiedenen Ebenen zeigen und Typologien infolge dessen quer dazu angelegt werden müssen. Die beim Vergleich herangezogenen Vergleichseinheiten, -dimensionen und -kriterien müssen deshalb einer methodischen Reflektion unterzogen werden. Es geht also um die Frage, wie Gleiches als ungleich und Ungleiches als gleich (Heintz 2016) rekonstruiert wird.

Im Vortrag werden wir die Vorteile und Probleme unterschiedlicher Strategien des Gesellschaftsvergleichs in der qualitativen Forschung diskutieren und auf unser Forschungsvorhaben beziehen.

Ethnographie als kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftstheoretischen Begriffen

Marius Meinhof (Universität Bielefeld)

Der Vortrag wird vorschlagen, ethnographische Forschung als Kritik der Grundbegriffe soziologischer Gesellschaftstheorie zu verstehen. In Anschluss an Kuwayamas Theorie der ethnographischen Triade (Kuwayama 2014) werde ich argumentieren, dass Autoren stets zwischen den Praktiken des Feldes und dem Vorwissen der intendierten Leserschaft verhandeln muss. Klassische ethnographische „bottom-up“ Forschung über von Soziologen wenig beachtete Gesellschaftsbereiche läuft daher Gefahr, zwar die dort stattfindenden Praktiken zwar erfassen zu können, die Befunde aber nur sehr schwer in einer für die Leserschaft nachvollziehbaren Sprache ausdrücken zu können. Eine Darstellung ethnographischer Ergebnisse lässt sich in solchen Fällen nicht bewerkstelligen, ohne zumindest in Ansätzen eine Kritik der Begriffe der soziologischen Theorie durchzuführen. Dies führt jedoch zu der Frage, wie (und ob) eine Kritik des analytischen Vokabulars in einem Diskurs möglich ist, dessen Leserschaft ausschließlich mit dem theoretischen Vokabular der eigenen Disziplin, nicht aber mit der untersuchten Kultur vertraut ist.

Diese Problematik werde ich am Beispiel der Übertragung deutscher Theorien der Pluralisierung und Individualisierung (z.B. Hitzler und Honer 1994) auf Konsumpraktiken jugendlicher in China verdeutlichen. Pluralisierungstheorien liefern ein Vokabular, mit dem sich Befunde qualitativer Forschung analytisch beschreiben und mit einer zeitdiagnostischen Fragestellung verknüpfen lassen. Versucht man, diese Theorien auf Konsumpraktiken in China anzuwenden, so ergeben sich allerdings zwei Probleme: Erstens beschreiben chinesische Jugendliche ihre reflexiven Konsumententscheidungen nicht in einer Sprache der Stile. Zwar lässt sich beim Shopping deutlich beobachten, dass sich die Jugendlichen als wählende Subjekte darstellen, die anders wählen als andere Subjekte, und die dabei berücksichtigen, wie andere Subjekte ihre Konsumententscheidungen wahrnehmen. Doch die meisten Jugendlichen bestreiten, dass sie einen „Stil“ oder einen „Geschmack“ hätten. Zweitens führen staatliche Sozialtechnokraten in China einen Diskurs über die Modernisierung der Bevölkerung, in dessen Rahmen sie eine Erschaffung pluralisierter Lebensstile fordern und planen – oft auf Grundlage ihrer Rezeption westlicher Modernisierungstheorien.

Eine Theorie, die Pluralisierung über Selbstverortung in Szenen und Lebensstilen erfasst, läuft daher Gefahr, Konsum in China fälschlicher Weise als „(noch) nicht pluralisiert“ zu interpretieren. Zudem helfen Theorien, die Pluralisierung als Teil einer reflexiven Modernisierung beschreiben, chinesischen Sozialwissenschaftlern dabei, die sozialtechnologischen Eingriffe des Staates als Modernisierungseffekte darstellen und damit ihren politischen Charakter zu verschleiern. Die Vertrautheit der soziologischen Leserschaft mit Pluralisierungs- und Individualisierungstheorien kann daher allerdings leicht zu einem Hindernis statt zu einer Ressource für analytisches Verständnis zu werden. Eine Forschung über Konsumpraktiken in China kann daher, wenn sie sich einem Publikum aus deutschen Soziologen verständlich machen soll, nicht einfach nur die Praktiken im erforschten Feld verstehen und entsprechend beschreiben, sondern muss zugleich eine theoretische Kritik an dem soziologischen Begriff der „Pluralisierung“ beinhalten.